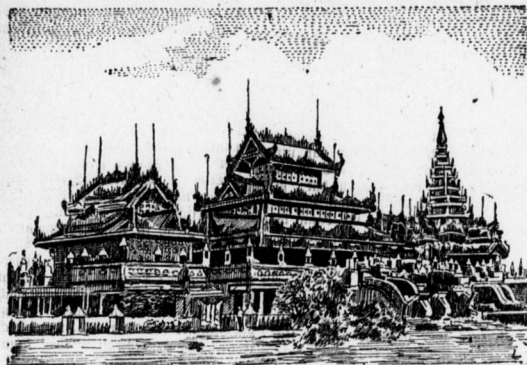


Birma einst und jetzt.

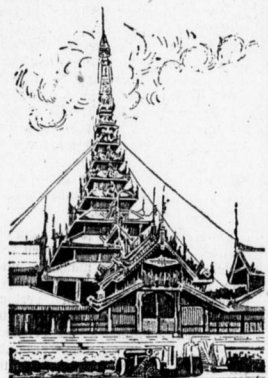
Die Eroberung durch die Engländer. — Das Land außerordentlich ertragfähig. — Reis, Teakholz, Petroleum und Farbhölzer die Hauptausfuhrgegenstände. — Schnelles Aufblühen der Städte Birmas. — Giganten bei der Arbeit. — Schenswerte Baudenkmäler in den Städten.

Unter allen Kolonien des britischen Weltreiches nimmt wohl Birma, was die Ertragsfähigkeit im Vergleich zu den angewandten Opfern, sowie die Schnelligkeit der Rentabilität an-



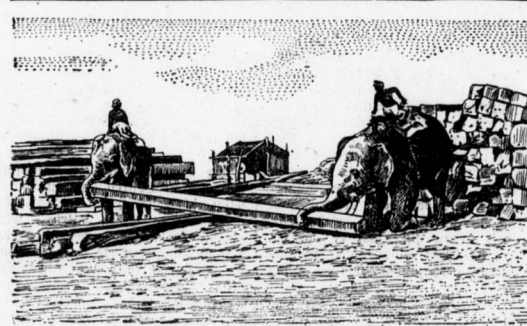
Das Glasloster König Tibawos.

langt, die erste Stelle ein. Die beiden ersten Kriege, die England um die Eroberung Unterbirmas 1824 bis 1826, sowie im Jahre 1852 führte, erforderten zahlreiche Menschenopfer, woran allerdings vorwiegend die klimatischen Verhältnisse schuld waren; Oberbirma hingegen fiel Ende 1885 fast ohne Schwertstreich in die Hände der Engländer, eine Perle von unschätzbarem Werte, die den Besitz Unterbirmas außerordentlich steigerte.



Das „Zentrum der Welt.“

Ein Einverleibung Oberbirmas in das britisch-indische Reich erfolgte offiziell am 1. Januar 1886; sie machte einer ebenso grauenamen als rückfälligen Despotenwirtschaft, die eine Entwicklung des Landes unter-



Arbeitseselfanten in der Sägemühle.

groben hatte, ein Ende. Alle, ausgenommen die Günstlingschar des Hofes, sowie die unter birmanischer Herrschaft allmächtigen buddhistischen Pfaffen, erlitten denn auch bald unter dem Segen der Regierungswächter, unter dem das Land hinfür einen ungeahnten Aufschwung nahm. Und keiner, der Kenntnis hat von der blutigen Geschichte, all den Greueln und Gewalttaten, die sich noch im Jahre 1878 gelegentlich des letzten Thronwechsels im Königspalast zu Mandalay abspielten, der weiß, wie aus feiger Furcht erbarmungslos alle Blutsverwandten, die etwa Anspruch auf den Thron erheben konnten, einerlei ob Greis, ob Säugling, bingemordet wurden, wird das geringste Mitleid mit den Urhebern dieser Verbrechen haben.

Die Birmanen sind ein energievolles Volk. Ohne aufzumachen haben sie sich Jahrhunderte lang von ihren eigenen Herrschern und fremden Völkern knechten lassen. Nicht nur im Kriege, auch im alltäglichen Leben ist der Birmanen untüchtig; er läßt sich ohne Widerstand von leichten, von allen Rassen verdrängen, die die britisch-indische Regierung heranzieht, um das noch

so dünn bevölkerte Land, das noch Millionen von Menschen zu ernähren imstande ist, zu kolonisieren. Waren doch in Oberbirma im Jahre 1899 von 24,619,662 Acres fruchtbaren

Landes erst 1,818,962 bewirtschaftet; das nicht nur der Reisbau, sondern auch andere Feldfrüchte dank der günstigen klimatischen Verhältnisse nicht mangeln wie in Vorderindien, wo infolge dessen in schlechten Jahren Hunderttausende eines elenden Hungertodes sterben.

Einem schweren Kampf um seine Existenz führt der Birman nicht; dies mag wohl auch der Hauptgrund seiner Gleichgültigkeit und seiner Verweigerung sein, die sich schon in seinem Haartracht und Kleidung, seine Eitelkeit und Ruhfsucht haben etwas weibliches, das uns abschließt. Es gilt unter allen dort ansässigen Europäern als feststehende Tatsache, daß in diesem Lande die schwächere Hälfte die energiereichere, praktischere, lebensfähigere ist.

Diesem Umstand verdankt die Birmanin, verglichen mit anderen Asiatinnen, ihre glänzende Position, ihre Freiheit, ihre Nachstellung im Saule, wo sie sehr oft die führende Rolle spielt. Erstaunlich ist es, wie niedrigen die Birmanin ihre eigenen Landsleute einschätzt; sie zieht als Gatten jeden Einwanderer fremder Rasse vor. Ganz besonderer Wertschätzung erfreuen sich aber die Chinesen, da sie intelligent, fleißig und sparsam sind und infolgedessen die besten Aussichten haben, vorwärts zu kommen.

Wie sehr Birma sich unter dem massenhaften Zustuß fremder Elemente aus Vorderindien, der malaisischen Halbinsel und Südchina verändert, das zeigt sich in Rangoon, dem Tor Birmas, durch das vier Fünftel des Gesamthandels des Landes ein-

land, ein Amerika, wo es reichlich Arbeit und höheren Lohn als in der Heimat gibt, wo sie Gelegenheit haben, Ersparnisse zu machen. Unter diesen Umständen werden die Eingeborenen, besonders in Rangoon, wo bereits zwei Drittel der Bevölkerung aus eingewanderten Elementen besteht, scharf zurückgedrängt. Im Jahre 1872 zählte Rangoon rund 36,371 Einwohner; aber dank der Masseneinwanderung stellte man 1901/1902 bereits 235,000 fest, die sich folgendermaßen verteilte: 83,631 Buddhisten, größtenteils Birmanen, 82,994 Hindu, 43,012 Muselmanen; der Rest setzte sich aus Chinesen, Siamesen, Malaien usw. zusammen.

Wer die Verhältnisse nicht genau kennt, mag zunächst über das Vorgehen der britisch-indischen Regierung staunen, welche gewaltsam mit fremden Elementen das Land zu überfluten scheint; doch hat diese, wenn sie die ungeheuren Streden Landes vernichten will, die noch der Aufbarmachung warten, keine andere Wahl. Leider ist, wie ich mich diesfalls überzeugte, mit dem lebenswichtigen, gutmütigen, vergnügungslieblichen, aber faulen Birmanen, der jede harte Arbeit scheut, der nicht, wie er selbst sagt, gewillt ist, dem Engländer den Kuli abzugeben, nicht viel anzufangen. Von der äußersten Südspitze Birmas bis zum äußersten Norden fand ich überall dieselben Verhältnisse: die Regierung ist unbedingt auf fremde Arbeitskräfte angewiesen. Weder beim Wachsen der Schiffsladungen noch beim Bau von Straßen, Kanälen oder Bahnen wird man birmanische Kräfte erbitten; diese Arbeiten verrichten fast nur Madrasleute und Tamilen.

Ein heute der Zahl noch nicht sehr bedeutendes Element, das aber in absehbarer Zeit in Birma eine große Rolle spielen wird, sind die Chinesen, die als Kaufleute, Unternehmerr aller Art, sowie auch als



Birmanische Karre, von Zebus gezogen.

Zimmerleute wegen ihrer hohen Intelligenz, Nüchternheit und Tüchtigkeit hochgeschätzt sind. Unter allen farbigen Einwohnern in Birma sind die Söhne aus dem Reiche der Mitte die höchststehenden, unternehmendsten, weitblickendsten. Sie bringen sogar zuweilen mit Lebensgefahr in Wilden gebiete vor, wenn ihnen reicher Gewinn winkt.

Ein Privilegium.

Im Jahre 1509 verließ Kurfürst Joachim von Brandenburg seinem Barbier Heinrich Eyde das ausschließliche Recht des ersten Verbandes aller Verwundeten in Berlin und Götting und sagt in der Verleihungs-Urkunde: „Nachdem Uns aus fürstlicher Obrigkeit und allem Hertommen der erste Verband eines jeden Verwundeten in Unseren Städten Berlin und Götting vor allen anderen zusteht, so verleihe Wir dieses Recht Unserem Heinrich Eyde, Barbier, seiner Kunst in der Wundarznei willen auf fünf Jahre, wofür er Unsere, Unser Lieben Gemahel und Unsere lieben Kinder der Hilfe alle Wochen zweimal waschen und auch die Häupter rein halten soll.“



Am Nolo in Venedig.

Die Pfeife.

Eine Seemannsgeschichte von H. Binder.

Ein Seemann raucht bekanntlich gerne Pfeife und lügt nie. Dieser Satz ist notwendig zur Erklärung der folgenden Geschichte.

Unser Schiff, eine flattliche Bark,



lag im Hafen von Singapur. Eines Abends ging ich in das Zimmer meines Freundes und Kollegen, der den ferndeutschen Namen Gerhardt trug.

Gerhardt hatte als Steuermann ein geräumiges Zimmer an Backbordseite, um das wir ihn alle bedienten. Er war es daher gewohnt, oft Besuch zu empfangen, zumal er ein vertraulicher Mensch war, der außerdem vieles gesehen hatte und daher auch viel erzählen konnte. Als ich in das Zimmer kam, wollte ich meinen Augen nicht trauen. Ein feiner bläulicher Zigarettenqualm hüllte nämlich den Raum in vollständigen Nebel ein. Man dachte sich Gerhardt, der fortwährend eine kurze Pfeife im Munde hatte, mit Zigaretten! Gerhardt, diesen echten, weitherbaren Seemann, den man sich ohne Pfeife überhaupt nicht denken konnte!

Ich fragte ihn sofort nach dem Grunde dieses höchst sonderbaren Umstandes.

„Ich habe meine Pfeife vor einem Monat im Hafen von Colombo aus-

gen, auch fehlte jede Verzierung daran. Aber Du weißt, ich bin für das Einfache. Und gerade durch ihre Einfachheit wuchs mir diese Pfeife so sehr an Herz. — Nach vierzehn Tagen hatte ich sie zum ersten Male verloren. — Ich zeigte den Verlust in drei Blättern an. — Es half nichts. Ich fragte jeden Menschen, mit dem ich zusammentraf, ob er meine Pfeife nicht gesehen hätte. — Ich wurde schließlich für verrückt erklärt. — Jeden Menschen, der eine Pfeife rauchte, sah ich klar an in der Hoffnung, mein Juwel in seinem Munde zu entdecken. — Alles war vergebens. — Wer wird sich auch schließlich um eine einfache Pfeife kümmern! — Und doch bekam ich sie wieder!“

Ein alter Schiffer, dessen Schiff neben dem untern lag, kam mit mir zu mir an Bord. Er hatte von meinem Verluste gehört und brachte mir die Pfeife wieder. Ich umarmte ihn, schenkte ihm eine größere Summe und verpackt ihm, seiner in meinem Testament zu geben. Er dankte und sagte mir noch, daß er die Pfeife in einem großen Brote, in das sie aus Versehen hineingeboden worden sein mußte, gefunden hätte. Er meinte, dieses schiene ihm demeritenswert.

Nach ein paar Wochen fuhr unser Schiff nach Italien. Da wir Fracht nach Neapel hatten, so freuten wir uns begreiflicherweise alle auf die Stadt. Du kennst ja Neapel. Na, dann kann ich mir ja Einzelheiten sparen. Wir bestiegen damals auch selbstverständlich den Vesuv. Ich beugte mich über den Rand des Kraters, um besser hineinsehen zu können. Da plötzlich! Du kennst Dir meinen Schreck denken, fällt meine Pfeife, meine schöne, einfache Pfeife, in den Abgrund. Jetzt gab ich natürlich die Hoffnung auf.

Ich tauschte mir hundert Zigaretten und wollte mit ihnen eine würdige Trauerfeierlichkeit zu Ehren meiner Pfeife begehen. Ich konnte es nämlich nicht über das Herz bringen, eine andere Pfeife an meine Lippen zu nehmen.

Am anderen Morgen wurden wir durch ein fürchterliches Getöse aufgeschreckt. Unser Schiff fing an einmal an zu schaukeln, so daß wir glauben, der jüngste Tag sei angebrochen. Es war ringsum dunkel und es roch nach Schwefel und verbranntem Nadelgummi.

Nach schrecklichen Minuten voller Ungewißheit und banger Sorgen erkannten wir endlich die Ursachen des Unlutes.

Der Vesuv war in Tätigkeit.

Das Donnern und Zosen ließ allmählich nach und die Luft wurde frischer und heller.

Wir fuhren an Land, um den Schaden zu beheben. Die glühende Lava hatte in der kurzen Zeit drei blühende Dörfer vernichtet. Mittags war wieder alles soweit ruhig, daß wir es wagen konnten, den Unglücksberg zu besteigen. Ich kletterte ebenfalls die steile, mittlerweile hart gewordene Lava hinauf. Blühhlich gleite ich ab und rutsche in erschreckender Geschwindigkeit den Berg hinunter. Ich sah meinen Tod vor Augen, denn jeden Augenblick kam ich einem steilen Abgrund näher. Einem



Abgrund von mindestens dreihundert Fuß Tiefe. Blühhlich stößt mein Fuß an einen harten Gegenstand. Ich bekomme einen Ruck und bleibe im selben Augenblick liegen. Nach kurzer Zeit wagte ich, um mich zu setzen. Und was war es? Kein Ast, kein Stein und kein Strauch! Nein, meine Pfeife ragte aus der Lava heraus, in der sie festgebrannt war. Meine Pfeife, meine einfache Pfeife hatte mir das Leben gerettet. Mittlerweile hatten die anderen zu meiner Rettung ein Seil heruntergelassen. Ich nahm meine Pfeife und ließ mich voll glücklicher Freude emporgleiten.

Hier unterbrach ich meinen Freund:

„Die Pfeife sah doch fest in der Lava! Wie konnte sie doch da sein?“

„Die hatte sich doch durch den Anprall meines Körpers gelodert!“

„Ich war geschlagen und er erzählte weiter: — Es würde zu weit führen, wenn ich Dir alle meine Erlebnisse mit der Pfeife jetzt haarscharf wiedergeben würde. — In Buenos Aires wurde ich einmal von Straßen überfallen. Sie nahmen mir alles was ich hatte. Stroh, Kleider, Messer, Gut — nur meine Pfeife ließen sie mir. — In New York wurde ich von der elektrischen Bahn überfahren. Mein linker Arm und drei Rippen zerbrachen — meine Pfeife blieb jedoch heil. Auf

einer Robbenjagd in der Nordsee traf mich die Kugel eines unsicheren Schützen an der linken Wade. Der Arzt konstatierte, daß meine Pfeife unerschütterlich getroffen worden wäre, wenn der Schuß drei Zentimeter weiter nach rechts gegangen wäre. Ich habe in diesen zehn Jahren achtmal Schiffbruch gelitten. Sechsmal rettete ich die Pfeife selbst dabei, einmal wurde ich schon halb ertrunken mit der Pfeife im Munde aufgefischt, und einmal wurde sie mir auf dem Konfulat in Halifax überreicht. Unser Schiff war in der Nähe von Halifax gestrandet und es war, nachdem wir gerettet waren, infolge des schweren Wetters unmöglich, an Bord zurückzukehren. Nach zwei Tagen hatten Wind und Wellen die Rettungsboje wert an unserm Schiff vollendet. Es trachte und flog in Fegen auseinander und ablandiger Wind und die Wellen trugen die Trümmer vom Lande fort der See zu.“

Als einzige Wahrzeichen der Strandung wurden ein Rettungsring und meine Pfeife auf dem Konfulat abgegeben. Du kennst Dir jetzt denken, wie ich an dem Kleinod hing und noch hänge. Aber ich tröste mich, wie gesagt, über den Verlust, denn ich weiß, daß sich die Pfeife wieder-



finden, daß eines Tages ihr würziger Duft mein sorgenreiches Haupt wieder umgeben wird.“

Gerhardt hat seine Erzählung beendet.

Er zog sich bald darauf an und ging an Land.

Ich hatte Wache und konnte nicht mitgehen, leider, denn das bunte Treiben zur Abendstunde in der Hauptstraße von Singapur ist so eigenartig, und ich hätte es damals noch nicht kennen gelernt. So blieb ich an Bord zurück und sah die Millionen Lichter und Laternen aufblitzen, sah buntsplatternde Papierlampen durch die Dunkelheit leuchten. Für den Fremden ein bezauberndes Bild.

In der Nacht um drei kam Gerhardt vollständig betrunken wieder an Bord zurück. Auf allen Beinen flatterte er auf das Balkenherauf. Als er mich erblickte, stürzte er in meine Arme und lallte: „Ich hab' sie wieder! Ich hab' sie wieder!“ Der Leser muß sich jetzt einen Augenblick ausdenken, um die neue Fügung des Geschehens mit dem nötigen Gleichmut aufnehmen zu können. Gerhardt erzählte mit brechender Stimme, daß er in eine Hafenwirtschaft gekommen sei, in der ein großer Hauffisch ausgefressen war. Neben dem Fisch lagen die Sachen, die er im Magen gehabt hatte: drei Konservbüchlein, ein Weis, ein Stiefel, eine Kneifzange, drei Schraubenzieher und — seine Pfeife, seine einfache, schöne Pfeife.

Ein Seemann raucht bekanntlich gern Pfeife und lügt nie.

Die Witwen-Flage.

Im Innern Sumatras herrscht der sonderbare Brauch, daß der Wind darüber entscheidet, wie lange die Witwen ihrer Frau dauern soll, die ihren Gatten verloren hat. Unmittelbar nach dem Tode ihres Mannes pflanzt die Frau vor ihrer Stütte oder ihrem Hause einen hohen Flagenstock auf und bitt an der Spitze des Stodes eine Flage, die lustig im Winde flattert. Solange die Flage unbeschädigt bleibt, darf die Witwe die Stütte nicht verlassen, muß die Trauerkleider beibehalten, und den Tod ihres Mannes beklagen. Sobald aber durch den Wind die Flage beschädigt wird, ein Stück von ihr abreißt, oder ein Nitz in ihr entsteht, hat die Witwe das Recht, die Trauerkleidung abzulegen und den ersten besten, der kommt, um ihre Hand zu werben, zu heiraten, wenn er ihr irgendetwas gefällt. Ein ordentlicher Sturm ist daher für die Witwen der Insel Sumatra eine sehr willkommene Erscheinung, besonders für diejenigen, welche Heiratsgandanten haben und von den strengen Vorschriften der Trauer befreit sein wollen.

— Im Eifer. Junger Ehemann (als er die stark verjähnte Suppe kostet): „Ei, ei bist Du so verliebt in mich?“

Frau (die die Schuld auf die Gähne giebt): „Ich bin's auch gewiß nicht gewesen!“

— Begreiflicher Wunsch. Arzt: „Sie sind zwar wieder gesund; aber Sie müssen sich vor jeder Aufregung, vor jedem Aerger in acht nehmen!“

„Nicht wahr, Herr Doktor, Sie schicken mir mit Rücksicht darauf vorläufig die Rechnung noch nicht?“